

Familienblätter.

Sonntags = Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 48.

Posen, den 27. November.

1881.

Liebe und Leid.

Nach dem Englischen von S. Paul.

(Schluß.)

Einst besuchte ich ihn mit meiner Tante auf seinem Gute; da führte er uns in sein Arbeitszimmer und holte eine Truhe hervor, in welcher die Juwelen seiner Familie aufbewahrt lagen. Ach, das waren Schmucksachen! Eines nach dem andern nahm er hervor und befestigte es auf meinem Haupte, um zu sehen, wie ich mich darin ausnähme. Dann legte er ein kostbares Brillantdiadem in die Hände meiner Tante, mit der Bitte, es bis zu meinem Hochzeitstage für mich zu bewahren.

„Die Fassung zwar ist altmodisch,“ sprach er, mich liebevoll anblickend, „aber alle Bräute unsrer Familie haben es getragen; es hängt irgend ein Aberglaube damit zusammen, von „glücklich werden“ oder so. Ich weiß es nicht genau und glaube natürlich nicht daran; aber meine geliebte Dora soll selbst nicht durch solchen Wahn eine ungünstige Vorbedeutung für ihr neues Leben empfangen.“

Tante fuhr in seinem Wagen nach Haus, wir aber gingen quer über die Felder meiner Heimath zu. Da ergriff er plötzlich meine Hand und sprach mit erregter Stimme:

„Nur noch einen Monat, theure Dora, ist unsre Hochzeit entfernt; hast Du in der verflossenen Zeit schon jemals bedauert, Dein Geschick an meines gekettet zu haben?“

Ich blickte ängstlich zu ihm auf. „Ich verstehe Dich nicht, Eberhard, habe ich Dir denn jemals Veranlassung gegeben, dies zu glauben?“

„Nein, mein Liebling, gewiß nicht; aber ich bitte Dich, jetzt nur an Dich zu denken und Dir zu überlegen, ob Du überzeugt bist, daß dieses Dein Glück wäre. Liebst Du mich nicht genug, oder möchtest Du wieder frei sein, so würde ich Dich fahren lassen, wenn auch mit unheilbar krankem Herzen.“

„Du sprichst so sonderbar heute Abend, mein Liebster; könntest Du mich wirklich für so thöricht und launenhaft halten, dies zu wünschen? Du bist ja meine Welt, in Dir lebe und atme ich nur, und sollte ich Dich verlieren, so wäre ich lebendig todt, ein Körper ohne belebende Seele.“

„Wie glücklich machst Du mich durch diese Versicherung“, erwiderte er, mich in seine Arme schließend, „ich weiß auch gar nicht, welche trübe Ahnungen mich umschweben. Ich möchte sie wegscheuchen, diese widerwärtigen Nebel, die mir die Sonne meines Glücks umschleiern wollen, und doch denke ich immer: es ist zu vollkommen, um zu dauern. Nun, meine einzige, meine heißgeliebte Dora, versichere mich noch einmal, daß Dein ganzes Herz mir gehört.“

„Eberhard, h'ier unter Gottes hohem Sternenhimmel betheuere ich, daß ich nie, nie in meinem Leben einen Anderen lieben werde oder lieben kann, als Dich; denn unauslöschlich steht Du in meinem Herzen eingeschrieben, Du meine erste und letzte, meine einzige Liebe.“

Dann bat er mich, seine trüben Worte zu vergessen, und wir gingen nach Hause. Nimmer aber sind diese Worte aus meiner Seele verschwunden: „Zu vollkommen, um zu dauern“, und seit diesem Abende lagerte eine Wolke über meinem Glück.

Nur noch wenige Tage war unser Hochzeitstag entfernt; meine Eltern trafen ein, um ihn mit uns zu feiern, meine Schwestern und Freundinnen, um Brautjungfern zu sein. Alle waren entzückt von meinem zukünftigen Gatten und priesen mich glücklich wegen eines solchen Mannes.

Der Polterabend kam heran; wir feierten ihn nur in der

Familie und waren in Tantens großem Saale fröhlich bis in die Nacht hinein. Da schickte Eberhard sich an, zu gehen, und ich, wie gewöhnlich, begleitete ihn. Voll und klar stand der Mond am Himmel und beschien mit seinem sanften Lichte die Ränder der umherliegenden Hügel, die Wälder, den rauschenden Fluß und unsere Linde. Wir setzten uns auf die Moosbank an ihrem Stamme und schauten, die Hände in einander gelegt, lange Zeit schweigend auf die herrliche Gegend zu unseren Füßen hin.

Endlich erhob sich Eberhard. „Nur noch zwölf Stunden, dann bist Du mein und nur der Tod kann uns scheiden, mein süßer Liebling. Für jetzt aber müssen wir uns trennen, denn die Nachtlust ist feucht und kalt, und Du mußt Dich schonen, um meinwillen!“ und nach einer langen, innigen Umarmung wandte er sich zum Gehen.

Ich aber war wie festgewurzelt auf meinem Platze und konnte es nicht über mich bringen, mich von ihm zu wenden, so lange seine hohe Gestalt unter den Bäumen noch sichtbar war. Nach einigen Schritten blickte er um und kehrte eilig zurück. Ich sehe ihn noch jetzt vor mir wie damals, übergossen vom Mondlicht, dessen Strahlen auf seinen blonden Haaren zitterten und in seinen blauen Augen sich spiegelten. Wieder nahm er Abschied und ging davon, und wieder konnte ich mich nicht trennen von seinem Anblick; zwei- und dreimal kehrte er zurück, dann aber führte er mich bis nach Hause. Als ich die Hausthür von innen schloß, überließ mich ein kalter Schauer; ich mußte mich an die Wand lehnen, um mich aufrecht zu erhalten, und in meinen Ohren klang es: „Zu vollkommen, um zu dauern“. Schnell ermannte ich mich und sprang die Treppe hinauf ins Wohnzimmer, wo jetzt Alle versammelt waren. Noch eine Stunde oder darüber blieben wir zusammen; die anderen lachten und scherzten, mir aber wollte kein Scherz auf die Lippen treten und das Lächeln erstarb im Entsehen.

Als wir uns endlich gute Nacht gewünscht hatten, überredeten mich meine Freundinnen, noch einen Blick auf meinen Hochzeitsstaat zu werfen. Sie führten mich hinein in das Zimmer und da lagen all' die Herrlichkeiten: der weiße schmiegsame Seidenstoff, gleißend im darauffallenden Lampenlicht; der echte Spitzenfleier, ein duftiges Gewebe, wie für Feen gemacht; Eberhard hatte ihn selbst ausgesucht und mir am gefrigen Tage gesandt. Daneben auf dem Tische stand das Brillantdiadem, tausend Funken sprühend, blinkend, leuchtend, gebettet in ein rothes Sammetetui; die weißen Seidenschuhe, das gestickte Battisttaschentuch, die Handschuhe — Alles war da, nichts vergessen, und jedes Ding erzählte mir von einem liebenden Herzen, das für mich gesorgt hatte. Thränen traten mir in die Augen, als ich bedachte, wie wenig ich noch gethan, um so viel Sorgfalt und Treue zu verdienen. Schluchzend umarmte ich alle meine Lieben, jedem Einzelnen dankend; dann aber ging ich in mein Schlafzimmer.

Ich konnte nicht schlafen, sondern stellte mich an mein Fenster und blickte in die Nacht hinaus. Das Wetter hatte sich geändert: schwarze Wolkenschatten flogen über den Mond hin, allerlei phantastische Figuren bildend; die Nachtwinde hatten sich erhoben und fuhren um das Haus in kurzen, heulenden Stößen. Zwischen ihre klagenden Töne hindurch aber glaubte ich Eberhard's Stimme zu vernehmen, welche immer wiederholte: „Zu vollkommen, um zu dauern!“

Dann legte ich mich nieder und fiel auch nach einigen

Stunden in einen unruhigen Schummer, der aber durch unbestimmte, verworrene Träume qualvoller für mich wurde, als es das Wachen gewesen war.

Endlich graute der Morgen und mit welcher Wonne begrüßte ich seine ersten Strahlen! Reife legte ich einige Kleider an, öffnete mein Fenster und erfrischte mich in der reinen Morgenluft, zugleich den herrlichsten Sonnenaufgang beobachtend. Als ich mich nach einer halben Stunde wieder niederlegte, war mein Gemüth beruhigt, und ich genoß noch einige Stunden des erquickendsten Schlafes, aus dem ich erst erwachte, als meine Tante mit einer Tasse heißen Kaffees vor meinem Bette stand und mir zugleich ein herrliches Bouquet überreichte, welches Eberhard in aller Frühe für mich gesandt hatte. Es war zusammengesetzt aus Orangenblüthen und Myrthen; um die Stiele war ein Papierstreifen gewickelt, auf welchem von seiner Hand die Worte standen: „Für meine Perle Dora mit der Liebe ihres Gatten!“ O, diese köstlichen Worte, gesegnet die Stunde, in welcher er sie schrieb! Sie mußten einem ganzen langen Menschenleben Glanz verleihen und haben geholfen, in den fürchterlichsten Stunden mich vor Verzweiflung zu bewahren.

Als der Mittag kam, begann ich mich anzukleiden, denn um 2 Uhr war die Trauung festgesetzt. Ein Stück nach dem andern wurde angelegt von den schönen Sachen und endlich sah ich im Spiegel vor mir eine lächelnde Braut, strahlend in Glück und verschönt durch die duftigen weißen Stoffe, welche ihre Gestalt umgaben. „O, wie schön bist Du, Dora!“ rief meine Schwester aus, und zum ersten Male freute ich mich über diese Schönheit.

Es war jetzt $\frac{1}{2}$ 2 Uhr; ich nahm mein Taschentuch und Bouquet zur Hand und begab mich hinunter in das Wohnzimmer, denn bald mußte Eberhard kommen, um mich zur Kirche abzuholen. Wieder hatte sich der Himmel mit schwarzen Wolken bezogen; es war ein Gemitter im Anzuge. Gerade als ich in's Zimmer trat, zuckte der erste Blitz herab, begleitet von einem betäubenden Donnerschlage. Ich erschrak so heftig, daß ich erbleichend mich an die Thür lehnte; meine Mutter kam, um mich zu stützen und fragte nach der Ursache meines Schreckens; ich aber konnte nur leise murmeln: „Eberhard“. Sie trösteten mich: er würde noch nicht auf dem Wege sein, es wäre noch zu früh. So setzte ich mich denn nieder, das Gesicht dem Fenster zugeteilt, aus dem ich den Weg überschauen konnte, den er kommen mußte. Die Zeit verging; meine Verwandten und Freundinnen standen um mich herum; sie blickten nach der kleinen Uhr auf dem Kaminsims und flüßerten mit einander. Es schlug 2 Uhr — Eberhard kam nicht; ein Viertel auf drei — noch immer nicht. Die Zeit verfloß erbarmungslos; eine Sekunde nach der andern verrann, das Ticken der Uhr war der einzige Laut im Zimmer, und mit gräßlicher Deutlichkeit hörte ich die Worte heraus: „Du vollkommen, um zu dauern, zu vollkommen, um zu dauern!“

Jetzt schlug sie ein Mal — eine halbe Stunde über 2 Uhr. Da erhob sich meine Tante, sie wollte einen Boten absenden. Mir aber schnürte eine tödtliche Angst das Herz zusammen, denn freiwillig hätte er mich nie so lange warten lassen; irgend etwas Schreckliches mußte geschehen sein. — Da! — kam nicht etwas den Weg entlang? Zwei Männer waren es, die langsam vorwärts schritten. Mein Herzblut stockte; ich konnte keinen Gedanken fassen, mich nicht regen, nicht fragen; ich war wie zu Stein erstarrt. Langsam, langsam kamen sie näher, sie schienen etwas Schweres zwischen sich zu tragen; hinter ihnen aber ging ein Dritter, der führte ein lediges Pferd. Nun wußte ich, daß sich ein Unglück ereignet hatte, doch immer noch war ich wie erstarrt. Jetzt schritten sie über den Grasplatz; sie trugen eine Bahre, aus Zweigen roh bereitet, und darauf lag das Liebste, was ich auf der Welt hatte. Jetzt hörte ich ihre Schritte auf der Steintreppe, dann im Hausflur, da schritt ich stumm hinaus. Ich deutete schweigend nach meinem Zimmer hin — sie verstanden mich, trugen ihn hinauf und legten ihn leise auf mein Bett. Wie blaß sah er aus! Die Augen waren geschlossen, die marmorweiße Stirn von Blut überströmt, das reichlich aus einer tiefen Kopfwunde hervorquoll. Sie erzählten mir später, daß sein Kopf im Walde gescheut hätte vor den leuchtenden Blitzen; es hatte ihn abgeworfen und er mußte mit dem Kopfe auf eine Wurzel oder an einen Baumstamm gefallen sein. Lange hatte er hoffnungslos dort gelegen bis Leute des Weges kamen und ihn zu uns brachten.

Jetzt trat mein Vater ein mit dem Arzte. Ich verließ das Zimmer und ging den langen Flur vor demselben immer auf und ab, auf und ab. Ich weinte, ich klagte nicht, aber immer noch

war es mir, als sei mein ganzes Inneres zu Stein geworden. Meine Mutter und Tante kamen und nahmen mir leise die Schultern und den Kranz aus dem Haare und die Letztere sprach schluchzend:

„Willst Du nicht weinen, mein Liebling? Sieh doch nicht starr und verzweifelt aus.“

Ich mußte sie erst eine Weile ansehen, ehe ich begriff, was sie wollte. „Die Thränen wollen nicht kommen, Tante“, murmelte ich dann, „ich kann nicht, ich kann nicht.“ Und wieder fing ich an, auf- und niederzugehen. Sie brachten mir Brot und etwas Wein, aber meine Kehle versagte den Dienst, ich konnte nichts genießen. Endlich, nach einer unbeschreiblich langen halben Stunde, welche die Qualen von Ewigkeiten in sich geschlossen hatte, kam mein Vater zu mir. Liebreich ergriff er meine Hand und streichelte meine Wangen, indem er sprach: „Er ist zwar nicht todt, armes Kind, aber hoffnungslos verwundet.“

Hoffnungslos! Das war der Reiz, welcher auf die jungen Blüten meines Glückes fiel, sie verdorrte und vernichtend auf ewig. Jetzt wußte ich, daß der Sommer meines Lebens vorüber, die Sonne meines Daseins für immer erloschen sei.

Der gütige alte Arzt meiner Tante führte mich zu ihm und hat mich, ruhig und gefaßt zu sein; die Anderen gingen hinaus und ließen mich allein mit meinem Eberhard. O, wie leidenschaftlich küßte ich seine Lippen, wieviel Thränen fielen auf seine geschlossenen Augen und bleichen Wangen. Er aber merkte nichts von meinem Leide, er blieb kalt, besinnungslos, gefühllos. Da setzte ich mich zur Seite seines Lagers, um ihn zu pflegen, so lange es mir noch vergönnt war. Jeden Athemzug belauschte ich, jede Bewegung! Einer unserer Freunde nach dem andern kam, um nach uns zu sehen; aber ich achtete ihrer nicht, hatte keine Worte, keine Blicke für sie. So saß ich bis Sonnenuntergang, theilnahmslos, regungslos, mein ganzes Wesen konzentriert in dem Bestreben, mir sein Bild einzuprägen. Sein Athem wurde kürzer und kürzer, sein Antlitz immer bleicher; ich wußte, das Ende kam, zwar langsam, aber o! so glücklich sicher. Nie in meinem Leben vergesse ich die qualvollen Stunden dieses Tages, meines Hochzeitstages. Die Nacht brach herein; am Himmel zogen die Sterne auf; dann kam der Mond, mit seinem sanftesten Licht auch mein Zimmer erfüllend. Beschien er in dieser Nacht auf der ganzen Welt ein verzweifelteres Antlitz als meines, ein bleicheres, als das auf dem Lager neben mir? — Ruhe und Stille bedeckte die Erde; der Schummer brachte Frieden den bekümmerten Menschenherzen, ich aber saß wachend und ruhelos an seiner Seite, die bittersten Stunden durchlebend, die das Schicksal senden kann. So verrann die Zeit. Als die Morgenröthe ihre ersten rosigen Strahlen über den Himmel warf, da öffnete er plötzlich die Augen und sah mich so innig und liebevoll an.

„Küße mich, meine süße Dora“, flüßerte er, „ich lasse Dich eine kleine Weile allein in der Welt ohne meine schützende Liebe. Ich fürchtete es, daß unser Glück zu vollkommen wäre. Komm näher, mein Liebling, ich kann Dich nicht sehen; es wird so dunkel, o so dunkel.“ Er verstummte; es waren die letzten Worte, die ich auf Erden von ihm vernahm.

Er sank in die Kissen zurück, immer schwerer wurde der Athem, zuweilen stand er ganz still, dann wieder hob sich die Brust — der Tod kämpfte um einen kräftigen, jungen Körper, der sich nicht leicht ergab.

Die Vögelin schüttelten den Nachthau aus ihrem Gefieder und jubelten dem jungen Tage entgegen; die Morgenwinde erhoben sich, die Sonne vergoldete mit ihren ersten Strahlen die Gegend — da kam das Ende. Leidenschaftlich warf ich mich neben dem Bette hin und drückte meine Lippen auf seine Augen, seine Wangen, seine Lippen, die schnell immer kälter wurden. Aber kein Nächeln kehrte zurück auf sein Antlitz; er hatte mich allein gelassen, ganz allein, um nimmer wiederzukehren. Ich drückte mein Gesicht auf seine kalte Hand und lag so lange in einer Art Betäubung, ohne Thränen und ohne Klagen; nur ein Gedanke kreifte in meinem Kopfe und drohte ihn zu zersprengen, der, daß ich mein Liebste auf immer verloren hätte. Dann kam meine Tante herauf, und da sie sah, daß Alles vorüber sei, führte sie mich sanft hinweg und legte mich in ihr Bett. Der Himmel in seiner Barmherzigkeit sendete mir wohlthunende Bewußtlosigkeit; viele Wochen schwebte ich zwischen Leben und Tod.

Endlich brach meine Jugendkraft die Wuth der Krankheit und ich genas, aber nur körperlich. Mein Geist war umhüllt von einer Wolke des Trübfinns, und lange Zeit glaubten sie, er würde nie gefunden.

Zwei Jahre hindurch reifte meine gütige Tante damals mit mir umher, um mich zu zerstreuen; dann kehrten wir in die Heimath zurück und ich sah zum ersten Male den Ort, wo sie ihn begraben hatten. Seit der Zeit wurde ich ruhiger. Ich blieb bei meiner Tante, wo mich Alles so lebhaft an ihn erinnerte, wo mir sein Geist noch zu weilen schien, und pflegte sie in ihrer langen Krankheit, bis auch sie mich verließ. Dann zog ich hierher; alle meine Lieben starben vor mir; ich allein bin übrig geblieben mit meinem Schmerze. So verbringe ich meine Tage einsam, nur meinen Erinnerungen lebend.

„Und nun, mein Kind“, schloß ich, ihre Hände ergreifend, die schon lange das Taschentuch an die Augen drückten, um ihr leises Schluchzen zu verbergen, „nun habe ich Dir Alles erzählt, wie noch nie einem Menschen. Jetzt wirst Du nicht mehr glauben, daß ich Deine Gefühle nicht verstände, denn Du kennst nun die Geschichte meiner ersten, meiner einzigen Liebe.“

Soweit hatte ich gestern Abend geschrieben; ich hatte mich in den Stuhl zurückgelehnt und schaute gedankenvoll in die flackernde Flamme meiner Lampe, noch weiland in der Zeit, die so lange, lange hinter mir lag. Da klopfte es an die Thür und herein schaute Rätchgens mir so liebes, rosiges Gesicht, nicht aber

von Thränen überflüthet, wie neulich, nein, strahlend und glücklich. Ihr auf dem Fuße folgte die hohe Gestalt eines schönen, ernstern Mannes. Sie aber eilte hocherröthend auf mich zu und, ihr Antlitz an meiner Brust verbergend, rief sie zwischen Lachen und Weinen:

„Ach, liebe Tante Dora, wie unendlich glücklich bin ich geworden. Er liebt mich und ich liebe ihn, und heut Mittag haben wir uns verlobt. Du aber, bestes Tantchen, mußt die Erste sein, der ich meinen Bräutigam zeige!“

Nachdem die Vorstellungsceremonien vorüber waren, plauderten wir recht behaglich, und ich hatte die herzlichste Freude an dem jungen Glücke meines holden Liebings. Spät erst gingen sie fort mit ihren fröhlichen, liebevollen Herzen und ich blieb wieder einsam zurück. Ich stand an meinem Fenster, blickte hinaus auf die monderhellte Straße und sah die beiden hohen, schlanken Gestalten davonschreiten. Er beugte sich zärtlich zu ihr herab. Mir aber kamen unwillkürlich die Worte in den Sinn und ich sprach sie so recht aus Herzensgrunde:

„Sind euch die Blumen eben recht,
Sind mir sechs Bretter auch nicht schlecht!“

Verbrennung der Leiche einer siamesischen Prinzessin.

Aus Bangkok berichtet eine Amerikanerin an den in Newyork erscheinenden „Evangelist“ Folgendes:

„Sie haben nicht den im vorigen Jahre beabsichtigten Besuch des Königs von Siam in den Vereinigten Staaten vergessen, noch wie dieser Besuch plötzlich verschoben wurde. Ein großer Schmerz kam über den König durch den Tod der Prinzessin, die im Blusse Chowpayal ertrank. Die königlichen Ueberreste blieben bis zum vorigen März feierlich ausgestellt. Dann wurde zu deren Verbrennung geschritten. Die Feierlichkeiten blieben von Generation zu Generation dieselben, weil die Anordnung lautet: „daß Alles in Gemäßheit der alten königlichen Sitte erfolge.“ Diese beschreibt Rev. N. A. Mc. Donald in seinem kleinen Buche: „Siam. Seine Sitten und Gebräuche“, wie folgt:

Der Leichnam der Prinzessin wurde einbalsamirt und dann in eine Kupferurne in sitzender Stellung gebracht. Diese Kupferurne befand sich innerhalb einer goldenen Urne. Diese Urnen haben am Boden Oeffnungen, so daß darin enthaltene Leichen vollständig trocken werden. Die Urne wurde auf eine erhabene Plattform gestellt. Während dies geschah, spielten Muschelbläser und Trompeter lustig auf ihren Instrumenten, und dieses Trompeten wird „die Einladung an den Leichnam, sich auf der Plattform niederzulassen“, genannt.

Nachdem sie so gesetzt worden, wurden alle Abzeichen der königlichen Würde, an die die Prinzessin während des Lebens gewöhnt gewesen, herbeigebracht und am Fuße der Urne aufgestellt. Die Bande der Trompeter kam zum Abspielen der Trauermusik jeden Tag bei Tagesanbruch, zu Mittag und in der Dämmerung. Es waren auch Klageweiber zugegen, welche die Vortrefflichkeit der Verstorbenen besangen. In diesem Dienst brachten die Weiber jeden Tag eine Stunde zu, und in den Zwischenräumen sangen und lasen Priester, auf einer Plattform nahe der Urne sitzend, moralische Lehren in der Pallsprache ab. Dieser Dienst wurde bis zur Verbrennung täglich fortgesetzt.

Inzwischen wurden die Vorbereitungen für Errichtung des temporären Gebäudes für die Verbrennung, die man Pramane nennt, getroffen. Königliche Befehle wurden nach allen Provinzen geschickt und selbst nach den tributpflichtigen Staaten, wo großes Bauholz wächst, für die Lieferung von Pfosten für die Pramane, besonders für ungeheure Stämme, welche die Mittelpfeiler des Gebäudes bilden sollen. Stämme, welche einmal bei einer Pramane gebraucht worden sind, können nicht von Neuem dazu dienen; Alles muß neu sein. Die großen Pfeiler wurden im Walde geschlagen, durch Elephanten nach dem Flusse geschleppt und bei Hochwasser nach der Hauptstadt gefloßt. So oft solche in der Stadt ankamen, wurde eine allgemeine Aushebung von Arbeitern durch das ganze Land vorgenommen und diese ungeheuren Bauklöße hauptsächlich durch menschliche Kräfte nach dem Platze geschafft, da es gegen die Sitte sein würde, dazu arbeitssparende Maschinen anzuwenden.

Die Baumstämme wurden behauen und dann ungefähr 30 Fuß tief in den Boden gepflanzt, in Gestalt eines Vierecks, etwa

160 Fuß im Umfang. Die einander etwas zugeneigten Stämme bildeten so eine Art von stumpfer Pyramide mit vier Seiten. Auf der Spitze dieser Pfeiler wurde ein pagodensörmiger Thurm errichtet, der Höheviere Fuß zusehend. Diese Spitze wurde mit vergoldetem Papier überzogen, was aus der Entfernung wie polirtes Gold ausah. Auf jeder Seite der Centralpyramide wurde ein etwa 40 Fuß langer Flügel angebaut, nach den vier Hauptgegenenden des Kompasses gerichtet, auf jedem dieser Flügel erhob sich ebenfalls eine Pagodenspitze. Das Ganze wurde mit einem Flechtwerk von gespaltenem Bambus bedeckt und dieses unter vergoldetem und Mitterpapier und anderen glänzenden Zierrathen von Glasstücken, Papier und Blumen verdeckt. Das Gebäude wurde mit einer hohen Bambusfenz umgeben, vielleicht 2 Acker Land umschließend, und mit großen Thoren versehen.

In der Westseite der Pramane befand sich das Gebäude für den König und die königliche Familie. Dessen Dach bestand aus karmoisinrothem Tuche mit vergoldeten Ständern, und die Seiten waren, mit Vorhängen bedeckt, in der Fronte geschmackvoll um die Pfosten drapirt. Am Ende jedes Kammes des Daches befand sich ein sonderbar geformtes Horn, ein besonderes Abzeichen königlicher Gebäude und Tempel. Der Boden eines Theiles der Umzäunung war mit einem netten Gewebe aus gespaltem Bambus bedeckt. Am Fuße der Pramane waren künstliche Berge, Springbrunnen, Bilder, Blumen, Gesträuche und was die Siamesen sonst als Verzierungsgegenstände betrachten, angebracht.

Außerhalb der Pramane-Umzäunung waren Häuser gebaut für die Prinzen, Adligen und Fremden, die zugegen zu sein wünschten und die alle auf Kosten des Königs unterhalten wurden. Da waren Tafeln gesetzt und es wurden regelmäßige Mahlzeiten servirt mit allen Delikatessen der Jahreszeit, sowie Gemüsen, Früchten, Gefrorenem, Kuchen, Limonade und selbst Weinen und Liqueuren für die, welche solche sündhafte Getränke genießen. (Die Siamesen scheinen demnach in dieser Hinsicht den liberaleren Grundsätzen zu huldigen, als die Präsidenten der Vereinigten Staaten, die auf Geheiß ihrer Gemahlinnen ihren diplomatischen Gästen nur Wasser vorsehen!) Doch die „Barbaren und die Heiden“ haben eben keine Prinzipien! (Anmerk. des Uebers.) Die Feierlichkeiten dauerten über eine Woche, und da gab es: Seiltänze, Taschenspieler, Pantomimen, Schaustellungen aller Art, Schmausen, Predigen, Beten, Singen u. s. w., Alles durcheinander gehend. Am Abend wurden auch jene glänzenden Feuerwerke, in denen die Siamesen exzelliren, und zwar von dem Könige mit eigener Hand abgebrannt, die bis spät in die Nacht hinein dauerten.

Im Mittelpunkt des Pramane-Gebäudes war das errichtete, was man die eigentliche Pramane nennen könnte. Ein Bretterboden war durch das ganze Gebäude, ungefähr 20 Fuß vom Grunde gelegt, und auf dessen Boden war, direkt unter dem hohen Thurme, eine achteckige Pyramide errichtet, ungefähr 60 Fuß im Umfange. Sie lief in rechtwinkligen Stufen zur Höhe, von

etwa 30 Fuß abnehmend, zu und endete in einer abgestumpften Spitze, auf welche die Urnen gesetzt wurden.

An einem vorher bestimmten Tage wurden die königlichen Ueberreste in Prozeßion herausgebracht und auf die Pramane gesetzt. Die Gouverneure der Provinzen und die Könige der tributpflichtigen Staaten haben gewöhnlich Befehl, diesen königlichen Vorbereitungen beizuwohnen. Zeitig am Morgen der Prozeßion versammelten sich die Hauptfürsten, Adelligen, Regenten, Beamten im Palaste. Die goldene Urne mit den königlichen Resten wurde auf den erhabenen Sitz eines mächtigen und ungeschickten Wagens gesetzt, gezogen von zwei Pferden und von einem Haufen von Leuten begleitet. Dem Leichenwagen gingen im Zuge zwei andere zuvor. Im ersten dieser saß der Hofpriester des Königreichs allein, die moralischen Lehren aus den heiligen Schriften in der Palsprache lesend. Den zweiten Wagen nahmen die nahen Verwandten des Verstorbenen ein. Ein Band von Silbergewebe, ungefähr 6 Zoll breit, dehnte sich von dem Körper des Hohenpriesters bis zu dem Sitze in dem nächsten Wagen und von da bis zu dem Leichenwagen aus, wo es an der Urne befestigt war. Dies stellt, wie sie meinen, die mystische Verbindung zwischen dem Todten, den heiligen Büchern und den Lebenden her. In dem nächsten Wagen war das Sandelholz für das Verbrennen des Leichnams. Diese Wagen wurden alle von Pferden gezogen unter dem Beistande von Männern. Außerdem befanden sich in dem Zuge noch viele andere Wagen, Figuren von Löwen, Tigern, Elephanten und Fabelthieren enthaltend, und auf den Rücken Aller waren Stöße gelber Kleider für die Priester aufgehäuft. — Auch wurden viele Boote, auf kleinen Rädern stehend, ebenfalls für die Priester bestimmt, mitgefahren. Vor und hinter dem Wagen gingen Hunderte von in Weiß gekleideten Männern mit weißen Turbanen, die in eine Pagodenspitze ausliefen. Diese stellen Lamedams oder buddhistische Engel dar. Nachdem diese Prozeßion an der Pramane angelangt, wurde die Urne auf die Plattform gestellt. Das Stück schmalen Silbergewebes, das erwähnt worden, war an der Urne befestigt und lief dann über den Thur hinaus nach dem östlichen und westlichen Flügel des Gebäudes bis zu den Stufen, wo das Ende auf einem Haufen der heiligen Bücher ruhte. Hoch über der Urne war ein goldener Thronhimmel aufgehängt von jener besonderen Form, für welche die Siamesen berühmt sind. Rund um und unter dem Himmel waren schöne, weiße, wohlriechende Blumen in der Gestalt von Kronleuchtern aufgehängt. Auch viele wirkliche Kronleuchter hingen im Gebäude umher, um es in der Nacht glänzend zu erleuchten. Auch an den Seiten waren Lampen angebracht und an den Wänden Urne und Gemälde und viele Schriftstellen und Sprüche in siamesischer Sprache, in Schwarz auf weißer Seide und Atlas gestickt. Alle diese in Holz geschnitzten Rahmen sehen sehr hübsch aus. Priester kommen aus allen Theilen des Königreichs, um Gebete zu singen und Morallehren zu rezitieren und um an den Geschenken Antheil zu nehmen.

Es pflegt sonst Sitte für alle Leidtragenden zu sein, sich in Weiß zu kleiden und die Köpfe zu scheeren; bei dieser Gelegenheit aber erschienen Viele in Schwarz und nicht geschoren. Andere tragen Weiß mit einer weißen Binde an den Armen.

Als die Zeit für das Anzünden des Feuers kam, wurde die äußere goldene Urne entfernt, so daß nur die kupferne blieb.

Diese war bedeckt mit einer zarten und schönen Hülle aus Sandelholz, nach Art eines Korbgeflechtes. Gewürze und duftende Blumen wurden rings um die Urne gestreut. Alle werthvollen und kostbaren Artikel wurden von der Plattform entfernt; auch wurde diese der Bequemlichkeit halber mehrere Fuß tiefer herabgelassen. Das Sandelholz wurde unter dem Roste der Urne aufgeschichtet und wohlriechende Pulver zwischen die Stücke gestreut. Dann wurde eine Schießpulverstraße von der Urne bis zum Sitze des Königs gelegt. Da jetzt Alles bereit war, so setzte der König das Pulver in Brand und bald stand das ganze Holz in Flammen. Die Hauptfürsten und die Adelligen standen in der Nähe mit brennenden Wachskerzen in den Händen. Von diesen trat Jeder der Reihe nach vor, um die Kerze auf den Scheiterhaufen zu legen.

Es war für Küffer mit Wasser gesorgt und Leute mit Schöpfgefäßen, um die Flammen vom Zuhochauflagen und dem Ergreifen des Gebäudes abzuhalten. Es wird nichts von der Flamme verzehrt als das Sandelholz und der Leichnam in der Urne. Als das Holz in Brand gesteckt wurde, stimmte die Musikbande ein Trauerstück an und die Weiber sangen an zu heulen. Der Leichnam wurde am achten Tage der Feierlichkeiten verbrannt, aber diese gingen noch vier Tage nach der Verbrennung fort. Die verkohlten Knochen, die übrig blieben, wurden gesammelt, in eine kleine goldene Urne gethan und von der Familie aufbewahrt. In dieser Weise hat der gegenwärtige König die Knochen seiner Vorfahren seit vielen Generationen in Verwahrung, und während eines der Tage dieser Verbrennung wurden diese Knochen in Prozeßion herausgetragen, sowie auch ein berühmter Zahn Buddha's. Die Asche auch wurde nach dieser Verbrennung gesammelt und am nächsten Morgen sah ich die Prozeßion bunt aufgeputzter Boote, wie sie den Fluß hinunterfuhr, um sie vor einem großen Tempel in das Wasser auszustreuen.

Diese Verbrennung war eine großartige Sache. Der König übertraf sich selbst in verschwenderischem Aufwand und Vertheilung kostbarer Geschenke. Einige der anwesenden Amerikaner sagen, daß sie die Gebäude und die allgemeine Anordnung und Schaustellung mehr als irgend etwas, das sie gesehen, an eine Abtheilung des Centennial erinnerten. Es waren da Räume angefüllt mit den Geschenken für die Priester — Flaschen, Lampen, Uhren, Tische, Stühle, Schreibtische, japanische und chinesische Schränke, Theegefäße, Präsentirteller, Schachteln, Tücher, Priestergewänder, Schuhe, Matten, Regenschirme, Theekannen, Laternen, Gläser, Säcke und eiserne Schalen, um den Reis und die Früchte aufzunehmen, die sie vom Morgen bis wieder zum Morgen erbeteln. Wir lachten, als wir unter den Geschenken auch amerikanische Patenttöpfe wahrnahmen. Deren Verfertiger mögen sich nicht haben träumen lassen, daß ihre Defen jemals gebraucht werden würden, um in siamesischen Buddhisten-Küchen Thee für die Priester zu kochen.

Auch die Geschenke für die Fremden waren von fast unendlicher Mannigfaltigkeit der Stile und die meisten kostbar. Ich glaube nicht, daß Bangkok je vorher eine solche Schaustellung erlebt hat und hoffe, es wird sie nie wieder erleben. Das Königreich kann solche kostspieligen Verbrennungen nicht aushalten. Die Kosten des eben erfolgten werden auf 50,000 bis 100,000 Doll. angeschlagen.

* **Eine neue Erklärung der Sonnenflecken.** Das Jahrbuch des königl. Observatoriums zu Brüssel für 1882 enthält einen Artikel aus der Feder von René Lamine, der eine neue und überraschende Sonnenflecken-theorie aufstellt, und der nicht allein der erweiterten Kenntniß wegen lebhaft interessiert. Lamine behauptet nämlich: „Die Sonnenflecken entstehen durch den Sturz von Meteoroiden in die Sonne, deren Bahnen, in Folge des Gravitationsgesetzes, Störungen durch die Einflüsse der verschiedenen Körper des Planetensystems erlitten haben. Die herrliche Theorie Schiaparelli's für die Periodizität der Sternschnuppen könnte bezüglich der Sonnenflecken verschiedene, bis heute nicht vorhergesehene Konsequenzen haben. Wenn die Gravitationsgesetze immer richtig waren, welche eine unendliche Menge zerstörter Welten sind alsdann bis heute in unser Planetensystem eingedrungen? Was ist aus allen diesen innerhalb der Attraktionsphäre der Sonne zurückgehaltenen Trümmern geworden? Wenn nicht ein Etwas vorhanden wäre, das diese unzähligen Meteoroiden theilweise verzehrte, so erschien es wahrscheinlich, daß diese Ströme zerstückelter Körper mächtig genug sein würden, um zeitweise unserem Planeten eigenthümliche Störungen zu verursachen. Prüfen wir die Gründe, welche obige Sonnenflecken-theorie reifertigen. Das Vorhandensein intraplanetarischer Körper wurde schon vielfach durch hervorragende Astronomen anerkannt. Dasselbe ergibt sich durch die Berechnung des von gewissen Meteorsteinen beschriebenen Bogens. Wenn es wahr ist, daß zwischen Sonne und Erde, sowie außerhalb unseres Planeten eine Menge wägbarer Körper vorhanden sind, so müssen wir diese auch öfter bemerken und die Erde muß ihnen bei ihrer Umdrehung begegnen.“

Warum aber soll die Erde der einzige Weltkörper sein, der die Eigenthümlichkeit besäße, von Zeit zu Zeit Meteoroiden zu begegnen? Wenn aber bei den anderen Planeten das Gleiche der Fall ist, warum sollen diese wägbaren Körper nicht auch selbst die Sonnenscheibe erreichen können? Unterstellen wir, ein Meteoroidenreich erreiche die Sonne. So lange die Körperchen in festem oder flüssigem Zustande vorhanden, sind die Dimensionen des Schwarms sehr geringe. Sobald er sich in die Regionen der Photosphäre vertieft, erzeugt sich eine beträchtliche Reibung mit den in der Photosphäre schwimmenden festen oder flüssigen Partikeln und — da alle Körper durch Reibung elektrisch werden, so folgt hieraus, daß die Elektrizität die Entstehung der mannigfachen dort beobachteten Phänomene verursacht. Aber dieser Meteoroidenreich sammelt sich in den Pfand zu verwandeln. Dann beginnt die Phase der Agitation und großer Erregung, welches jedes Mal die Bildung eines Fleckens charakterisirt.“ Lamine erklärt die äußere Erscheinung der Sonnenflecken durch seine Theorie fast unanfechtbar. Er kommt schließlich auf die Einwirkungen der Flecken auf die Erde und sagt: „Es scheint zunächst, daß die Durchschnittstemperatur der Erde zur Zeit der Epoche der Magima der Flecken eine höhere ist. Dieses Wachsen der Temperatur ist völlig rationell, wenn die Sonnenflecken durch Meteorfälle verursacht sind. In diesem Falle ist es nur eine natürliche Folge der Umsehung der sich in die Sonne stürzenden Meteoriten in Bewegungswärme, wenn sie die tieferen Schichten der Sonne durchschneiden, wo sich die größte Zerstörung der Bewegung vollzieht.“